

Illustriertes Sonntagsblatt

Beilage zum

„Rheingauer Beobachter“.

Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Ettville.

Verlag von Emil Hoyer's Buchhandlung, Ettville a. Rh.

Vier Könige.

Kriegsroman von A. Gaber.

(Fortsetzung.)

Starker Regen, dem sich Schnee mischte, überschüttete Frau Piers, als sie das Postgebäude verließ. Sie zog die Schultern zusammen und preßte den altmodischen Herzmuff fester gegen die nach Atem ringende Brust. Und während sie gegen Wind und Wetter ankämpfte, dachte sie: „Es ist gut, daß ich für Werner die schöne warme Weste gestrickt habe. Er wird sie bei solchem Wetter gut brauchen können. Rolf hat den Schal bekommen. Hoffentlich hat er ihn, es geht nach dem Osten etwas langsam mit der Feldpost. Und mein Eberhard wird sich über seine Strümpfe freuen. Wenn er sie nur erst hätte! Aber auch eine Mutter hat nur zwei Hände. Es ist gut, daß Theo nicht auch noch mit allerhand Anliegen kommt. Vielleicht braucht er auch Verschiedenes und er schreibt es nur nicht, weil er weiß, daß mir die anderen drei viel Arbeit machen. So war er als Kind auch schon: immer rücksichtsvoll und zartfühlend.“

Sie beschloß, an Theo zu schreiben, sobald sie wieder zuhause war. Dann fiel ihr ein, daß er vielleicht über die feinen Leinenbatisttücher erfreut sein würde, die sie kürzlich auf einem Gelegenheitslauf erstanden hatte, und die Tafel Herrensokolade, die Olga ihr kürzlich geschenkt hatte, lag auch noch da. Die konnte sie ihm auch mit beipacken.

Und trotz des Unwetters, das draußen tobte, ging sie eine Stunde später noch einmal zur Post, um auch die Sendung an ihren Vetter so schnell als möglich auf den Weg zu bringen.

Der Militärflieger Rolf Piers ist von einem Erkundungsflug, den er in Begleitung des Unteroffiziers Steffen von Jaster-

burg aus unternahm, nicht zurückgekehrt und wird seitdem vermißt. Den Berichten russischer Gefangenen zufolge soll das Flugzeug von feindlicher Seite heruntergeschossen worden sein. Ob die beiden

kühnen Flieger mit dem Leben davongekommen sind, vermochte niemand zu sagen.

Fräulein Olga Schroth las diese Zeitungsmeldung in der Frühe eines nebligen Novembermorgens. Es war immer



Ein Bismarckdenkmal in Frankreich.

In Bouillonville haben unsere Soldaten vor dem Hause, in dem Bismarck im September 1870 wohnte, ein Denkmal am 100. Geburtstag des großen Mannes eingeweiht.

ihr erstes Tagesbeginnen, die Ueberschriften der Zeitungsmeldungen zu überfliegen. Wer jemanden draußen im Kriegstreiben hat, der möchte am liebsten die Schicksalsfäden selbst leiten, damit sie sich so wenden, wie die Wünsche es wollen. Sie hatte vier Jungen draußen, in Nord, Süd, Ost und West je einen. Wer wollte es wagen zu behaupten, daß Therese Viers Jungen nicht auch die ihren seien? Kann man nur dann Mutter sein, wenn man an den ersten primitiven Lebensanfängen eines werdenden Menschen mitbauen durfte? Nur dann, wenn man der Natur Werkzeug war? An Olga Schroth war die Liebe vorübergegangen, niemals war ihrem Sehnen der Mann begegnet, der in ihr das Weib begehrte. Sie war von jener Art, die niemals die männlichen Instinkte zu reizen vermag, weder zum Guten noch zum Schlimmen. Aber der vollströmende Vorn ihres Empfindens mochte aus dem engen Welt selbstlicher Wünsche herüber in das große Meer der allgemeinen Not, und ihr scharfblickender Verstand hatte den Punkt erfasst, wo sich der Strom ihrer Liebe zu nutzbarem Dienst einstellen ließ: bei den Müttern.

So ein Mutterherz ist ein eignes Ding. Es ist wie ein großer, träumender See, der seine Wasserarme hinausführt ins Land, zu fruchtbringender Tat.

Als das alte Fräulein die Zeitungsnachricht las, fuhr ihr ein eisiger Schreck durch's Herz. Rolf, der „dolle Rolf“, was war mit ihm? War er auf dem Felde der Ehre geblieben. Es galt jetzt vor allem, Therese zu besuchen und zu verhindern, daß sie den wichtigen Schlag dieser Zeitungsnachricht allein trug.

Fräulein Olga Schroth besaß ein goldenes Herz, und sie hatte ihre besondere Methode, um Gebeugte aufzurichten: Sie schalt sie aus. Die Menschen weinen immer viel zu früh. Wenn jeder erst dann weinen wollte, wenn's wirklich Zeit ist, dann würden viele Tränen erspart bleiben.

Grade als sie vor dem Hause anlangte, in dem Frau Viers wohnte, sah sie von der anderen Seite ein junges Mädel daherkommen. Sie erkannte Rose Berthold sofort wieder.

Auch Rose starrte, als sie das alte Fräulein so unerwartet vor sich stehen sah. Der strenge Blick, mit dem Fräulein Schroth sie jetzt musterte, schüchtelte sie vollends ein. Stillsitzend, errötend blieb sie an der Eingangstür stehen.

Zu ihrem grenzenlosen Erstaunen nickte ihr das alte Fräulein freundlich zu und sagte: „Ich glaube, liebes Kind, in Ihnen auch eine Freundin von Frau Viers zu erkennen. Oder täusche ich mich?“

„Nein,“ stammelte Rose verlegen. „Oder vielmehr ja — ach — nein doch —“

„Sie wollten jedenfalls auch zu unserer lieben Frau Viers gehen? Dann können wir ja zusammen.“ Mit diesen Worten schob sie ihren Arm unter Rosas Pelzärmel. „Kommen Sie also.“

Als sie die Treppe hinaufstiegen, begann Rose schon: „Wissen Sie das schon von Rolf Viers? Ist es nicht ganz schrecklich?“

Fräulein Olga blieb stehen und maß das junge Mädchen mit flammenden Blicken.

„Was ist schrecklich? — Daß der tolle Rolf sich mal verfliegen hat? Haben Sie darum keine Bange, liebes Kind. Der kommt schon wieder. Unkraut vergeht nicht so leicht.“

„Er soll doch aber von den Russen heruntergeschossen worden sein.“

„Soll! — Wer hat das gesagt? Die russischen Banditen. Auf die Bande pfeife ich. Die können viel sagen.“

„Aber er wird doch vermisst! Vielleicht ist er in russische Gefangenschaft geraten.“

„Alles möglich,“ sagte Olga Schroth trocken. „Das kann dem schon mal passieren. Aber es schadet ihm nichts. Dem schadet das nichts. Der kommt schon wieder.“

„Keinen Sie wirklich?“ fragte Rose, und in ihrer Frage klang ein leiser Jubel mit.

Sie waren oben angelangt und Olga Schroth hob die Klingel zweimal. Das war das Zeichen, an dem Frau Viers sie erkannte.

Die Mutter war noch im Morgenrock und Häubchen. Sie staunte nicht wenig über diesen Besuch zu so früher Stunde.

„Wenn ich das geahnt hätte!“ lamentierte sie. „Ich habe heute ein wenig die Zeit verschlafen und bin soeben beim Frühstück.“

Sie führte den Besuch in das rote Zimmer und lud die Damen ein, Platz zu nehmen.

„Laß dich nur nicht stören,“ sagte Olga. Sie war hocherfreut, daß sie noch zurecht gekommen war. Denn neben der Kaffeetasse lag die Morgenzeitung, sauber gefalzt, wie die Druckerei sie geliefert hatte.

„Darf ich dir ein Täßchen anbieten? Ihnen auch, liebes Fräulein? Aber es ist kein Besuchstasse, ich werde lieber frischen bereiten.“

„Nach' uns frischen,“ bat Olga. „Es ist kalt draußen.“

Als Frau Viers das Zimmer verlassen hatte, sagte Fräulein Schroth zu Rose:

„Sprechen Sie nicht, wenn Sie nicht gefragt werden. Ich werde ihr schon sagen, was nötig ist.“

Sie entfaltete die Zeitung und suchte mit geübtem Blick in den Spalten herum. „Aha, da steht es auch. — Diese Reporter stürzen sich auf jede sensationelle Nachricht, wie der Habicht auf seine Beute. Man sollte so was eigentlich gar nicht lesen.“

Frau Viers kam mit der gefüllten Kaffeetasse und zwei Tassen zurüd und goß den heißen Trank ein. Da sagte Olga, ohne den Blick von der Zeitung zu heben:

„Rolf hat sich wieder einmal mit den Russen herumärgern müssen. Sie haben auf ihn geschossen. Die auf ihn! Schade um jede Kugel. Aber die Nachricht hier in deiner Zeitung ist unvollständig. Bei mir steht, daß Rolf für seine Tapferkeit das Eisenerne bekommen soll. Er hätte wieder einmal eine Glanzleistung vollbracht. Jetzt weiß man freilich nicht genau, wo er sich befindet.“

„In der Zeitung steht etwas über Rolf?“ fragte Frau Viers mit großen Augen. „Gieb mir bitte das Blatt mal herüber.“

Olga Schroth legte jedoch die Zeitung auf einen Nebentisch. „Jetzt laß uns erst gemütlich Kaffee trinken. Ich habe dir ja schon alles erzählt. Uebrigens höre: wir

beide wollen dir stricken helfen. Wir wollen Strümpfe für Rolf stricken. Gib uns bitte von der Wolle mit, die ich für dich besorgte.“

„Aber das kann ich ja gar nicht annehmen,“ sagte Frau Viers mit einem freundlichen Blick auf Rose.

„Soldaten sind Allgemeingut,“ antwortete Olga. „Wirst du denn das nie einsehen, Therese? Wir wollen nicht etwa für deinen Herrn Sohn stricken, sondern für einen deutschen Soldaten, was, Rose?“

„Ja,“ sagte Rose. „Und Militärflieger sind auch Soldaten.“

Frau Viers brachte Wolle herbei. „Wenn Sie sich wirklich bemühen wollen, Fräulein Rose?“

„Sehr gern!“ sagte das junge Mädel mit liebreizendem Lächeln.

„Sie werden recht fleißig sein, liebes Fräulein, damit Rolf die Strümpfe bald bekommt,“ mahnte Fräulein Olga. „Und dann, liebe Therese, bitte ich dich: gib nicht allzu viel auf die Meldungen in deiner Zeitung.“ Wichtige Nachrichten erfährst du immer durch mich, und es ist auch immer das Richtige, was ich dir sage. Sonst schweige ich lieber.“

„Nun wird sie die Nachricht mit ganz anderen Augen lesen,“ sagte Fräulein Schroth beim Hinabsteigen. „Das habe ich wieder mal gut gemacht.“

Von Berner waren die ersten Feldpostkarten eingetroffen, gleich zwei auf einmal, und zwischen beiden lagen vier Tage anstrengenden Dienstes in Flandern. Aber trotz der ungeheuren Anstrengungen, denen sein junger Körper standhalten mußte, lauteten seine Nachrichten frisch und zufrieden, und es klang sogar zwischen den Zeilen ein leiser Humor durch.

So ein Schützengraben ist ein großes Dreckloch. Waschen ist ein Ereignis, das durch seine Seltenheit doppelt an Wert gewinnt. Viel häufiger sind die feindlichen Kugeln und Granaten. Die Feinde sind jetzt kaum 300 Meter von uns entfernt. Sie passen mächtig auf. Läßt sich was blicken, gleich ist die Kugel da.“ Auf der zweiten Karte schrieb er: „Klingstige dich nicht um mich, liebe Mutter. Ich habe das feste Vertrauen, daß Gott uns beschützen wird.“ Dann hatte er die genaue Adresse vermerkt und hinzugefügt: „Schicke mir Wurst, Schokolade, Lichte.“

Frau Viers küßte die Postkarten, immer abwechselnd eine um die andere. „Mein Junge, mein Junge!“ stammelte sie. Und dann begann sie einzupaden, Halbpfundsendungen abzuwiegen, und dazu schrieb sie einen langen zärtlichen Brief. Vier Sendungen waren es geworden, alle an Berner.

„Bist du übergeschnappt?“ fragte Fräulein Olga Schroth, die gerade hinzukam, als die Pakete geschlossen waren und in Reihe und Glied auf der Pflischdecke lagen. „Vier Briefe auf einmal! Mußt du denn alles übertreiben? Allzuviel stumpt ab!“

„Er braucht doch alles,“ sagte die Mutter und senkte den Kopf.

„Meinetwegen schicke sechs Pakete,“ sagte Olga und zuckte die Achseln. „Er ist ja nicht mein Junge. Aber ich will mir die Adresse notieren. Vielleicht schicke ich auch mal etwas hin.“

Sie schrieb sich alles auf und dachte

dabei: „Er besitzt noch keine Taschenlampe. Die muß er doch unbedingt haben. Vielleicht kann er auch einen Revolver brauchen. Ich werde mich nach einem solchen Ding umsehen. Und man hat jetzt so wunderhübsche kleine Kollschinten. Davon soll er auch bekommen.“

Als sie im Begriff stand zu gehen, fragte sie die Freundin: „Hast du schon die heutigen Siegesmeldungen gelesen?“

„Nein,“ sagte Frau Viers. „Ich habe noch gar nicht in die Zeitung gesehen. Das wollte ich erst nachher tun, wenn ich Werners Sachen fortgebracht habe. Du ahnst gar nicht, welche Arbeit so ein Feldpostbrief verursacht. Immer wird er zu schwer und man muß noch ein Päckchen mehr machen, und das ist dann wieder zu leicht, so daß man noch etwas zusammensucht, um es hinzuzulegen.“

„Und so weiter und so weiter —“ spottete Olga. „Die reine Seeschlange. — Und das alles für den Werner. — Daß der Eberhard so viel von sich reden macht, das weißt du nicht einmal.“

„Was ist denn?“ fragte die Mutter mit großen, glänzenden Augen.

Fräulein Schroth zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche und sagte:

„In meiner Zeitung stand heute früh folgende Nachricht: „Eine Freudenbotschaft aus den Gewässern Südamerikas. — An der chilenischen Küste in der Nähe von Sante Maria hat ein deutsches Kreuzergeschwader, bestehend aus den Kreuzern: Scharnhorst, Gneisenau, Leipzig und Dresden unter dem Kommando des Vizeadmirals Grafen von Spee ein englisches Geschwader vernichtend geschlagen. Der englische Kreuzer Monmouth ging im deutschen Feuer unter, der Kreuzer „Good Hope“ versuchte brennend die Küste zu gewinnen, versank aber vorher in den Fluten. Die beschädigten Kreuzer Glasgow und Otranto entliefen, doch soll auch Glasgow gesunken sein. Der ruhmvolle deutsche Seesieg, der in dem jetzigen Weltkriege von großer Bedeutung sein wird, ist nicht nur der überlegenen Strategie und der größeren Tragweite und Treffsicherheit der deutschen Schiffsgeschütze, sondern auch der Tapferkeit unserer „blauen Jungen“ zu verdanken. Der Glaube an Englands Vormacht zur See ist stark erschüttert worden.“

Fräulein Olga Schroth ließ das Blatt sinken und sah ihre Freundin triumphierend an. „Nun“

Frau Viers schöpfte tief Atem. Sie hatte die Hand aufs Herz gelegt, und über ihre Wangen rannen helle Tränen. „Mein Junge! Da war er auch dabei. . . Er hat mitgeholfen an dem Siege! Ach — wenn ihm nur nichts passiert ist!“

„Das würde seinen Ruhm auch nicht beeinträchtigen, liebe Therese. Auf so einem Schiffe ist jeder Mann ein Held. Du kannst stolz sein auf deinen Jungen. — Ist das nicht genug?“

„Ja, ja —“ sagte Frau Viers zwischen Lachen und Weinen. „Aber das muß ich gleich noch dem Werner schreiben, und Theo und Rolf ebenfalls.“

Fräulein Olga klopfte der Freundin wohlwollend auf die Schulter. „Schreibe nur, schreibe fleißig, du reiche Mutter. Du

magst in deinem Leben schon manches Wort zu deinen vier Schlingeln in den Wind gesprochen haben, aber die Worte, die du ihnen jetzt schreibst, bleiben im Herzen stehen für ewige Zeiten.“ —

Rose Berthold sah in ihrem Jungmädelsbüscheln und strickte an den Soldatensocken. Alirr — Aling — ging es unaufhörlich hin und her.

„Hurra! — Nun waren die Socken fertig. Liebkosend strichen die weichen, molligen Jungmädelsfüße darüber hin. Wenn sie nun schwarz-weiß-rotes Band darum schlang und dazwischen eine Tafel Schokolade und ein Päckchen Zigaretten barg, war es doch eine ganze wundervolle Liebesgabe. Sie berechnete, was das wohl kosten werde: Schokolade eine Mark, Zigaretten dito, Band fünfzig Pfennig. Zusammen zwei Mark fünfzig. Das war nicht viel Geld. Aber wenn man nichts in seiner Börse hat, sucht man darin selbst nach zwei Mark fünfzig vergeblich.“

Sie lehnte sich in ihren Korbseffel zurück und dachte nach, wie sie wohl am schnellsten zu dem Gelde kommen könne.

Während sie so das in verzweifeltstem Grübeln, trat Frau Berthold eilenden Schrittes ins Zimmer.

Rose, höre zu: Du kannst heute abend auf mein Billet zum Konzert im Herrenhaufe gehen. Es findet zum Besten des Verbandes der Vaterländischen Frauenvereine statt, die einen Lazarettzug stützen wollen. Ich selbst bin leider verhindert. Also mache schnell Toilette; ich werde Lucie herüberberufen, die dich dann auch begleiten kann. Ihr müßt mit der Bahn fahren, denn das Auto brauche ich selbst. Zur Mithfahrt werde ich dir dann Johann mit dem Auto schicken. — Nun — freust du dich nicht?“

In Rose's Köpfchen wuchs blitzschnell ein kühner Plan empor.

„Ich habe gar keine guten Handschuhe mehr, Mama,“ sagte sie kläglich.

Frau Berthold war ärgerlich. Auf solche Neußerlichkeiten gab sie sehr viel. „Du hättest früher daran denken können!“ schalt sie.

„Aber, Mama, wer denkt denn jetzt in Kriegszeit an Gesellschaftshandschuhe!“

„Schweig! — Hier sind fünf Mark. — Du gehst mit Lucie in ein Handschuhgeschäft in der Leipzigerstraße und läßt dir dort gleich ein Paar Handschuhe anziehen.“

„Wir sind die Flieger, wir sind die Krieger —“ jubilierte es in Rose. Sie war gerettet. Hatte denn Mama gesagt, daß sie sich 5 Mark-Handschuhe kaufen solle? Für die Hälfte bekam man auch schon welche. Mama würde sich morgen vielleicht wundern, daß die Handschuhe während der Kriegszeit im Preise so sehr gestiegen seien — Ach was! Später konnte sie ja den Zusammenhang erfahren und schelten, wenn das Päckchen an Rolf Viers abgesandt war. Heute abend aber konnte sie sich sehr bequem Schokolade, Zigaretten und Bändchen kaufen, das Päckchen nachts, wenn sie nach Hause gekommen war, fertig machen und es morgen früh, wenn die Mutter noch schlief, zu Frau Viers hintragen. Hurra! Der Knoten war gelöst. So ging es ihr immer.

Was sie sich vornahm, das gelang ihr auch.

„Etwas teurer als 2 Mark 50 Pf. dürfen die Handschuhe nicht sein?“ fragte die Verkäuferin.

„Ach nein. — Ich möchte nicht mehr ausgeben.“

Die junge Dame hinter dem Ladentisch sann eine Weile nach. Dann eilte sie fort und kam gleich darauf mit wunderbaren, weißseidenen Handschuhen wieder.

„Das ist ein Gelegenheitskauf, gnädiges Fräulein. Es sind Handschuhe zu 5 Mark, aber es ist ein kleiner Fehler daran. Wir haben den Preis auf 2 M. 50 herabgesetzt.“

Rose kaufte die Handschuhe und trat mit strahlenden Blicken zu der an der Ladentür harrenden Lucie hinaus. —

(Fortsetzung folgt.)



Die Sichel des Lebens.

Eine Gentegegeschichte von Räte Rubowski



un war das Wort gesprochen, das dem Unteroffizier der Reserve, Hans Werner, den Weg zu dem neuen Leben erschloß. Er wenigstens meinte es als solches in diesen Augenblicken zu empfinden! Und doch war es in Wahrheit die Fortsetzung des alten, das er zwei Jahrzehnte hindurch mit Lust und Wonne geführt hatte, bis dieser schwere, heilige Krieg über Menschen und Völkern gekommen war.

Und er stülpte den Kopf schwer in beide Hände und verhüllte seine Augen. Es war aber nicht, weil ihn die helle Sonne der Zukunft blenden wollte, sondern weil, heiß und gewaltig, eine große Angst in seine Seele schlich! Seine Lippen murmelten die Worte des Chefarztes noch einmal vor sich hin, und seine hellen, blauen Augen verdunkelten sich dabei: „Der Unteroffizier der Reserve Werner kann nunmehr morgen als völlig geheilt in seine Heimat entlassen werden.“

Heimat! Was war das sonst für ein Wort gewesen, voller Lust und Geheimnisse. Und jetzt?

Ein Schauer rann ihm über den Leib. Wo war denn seine Heimat?

Jrgendwo im pommerschen Land lag der Bauernhof, den ihm sein Vater in scheinbar guter Ordnung hinterlassen hatte. Daneben lag auch der andere, der kleinere und schlechtere, der, den der Eigentümer Helfermann niemals in Ordnung halten konnte. Ja, das war eine Schande mit dem verkommenen elenden Wohnhaus, den zerfallenen Raten, dem eingerissenen Brunnen und dem langhaarigen schlechtgenährten Vieh gewesen. Und als damals der Wirt am Herzschlag starb, blieb nicht viel mehr übrig, als daß es zu einem anständigen Leichenbegängnis reichte. Für die Ede, die einzige Tochter, war kein Pfennig gewesen.

Die Ede. Da stand sie wieder vor ihm. Stolz, fast so groß wie er selber und so unbändig hochmütig! Worauf

hatte sie denn hochmütig und stolz sein können, die Betteldirne. O, das harte Wort! Nun ja, stimmte es etwa nicht? War sie denn mehr gewesen, damals. Er hatte es ihr in ohnmächtigem Zorn zugehört. Das war häßlich von ihm gewesen. Nur das? Nicht mehr? Er hatte sie doch über alle Begriffe geliebt. Schlägt man denn so einer das warme Herz wund? Jawohl, wenn sie reizt und widerwillig ist und nicht zugeben mag, daß sie auch Liebe fühlt, ganz die gleiche heiße, reine, wie der Mann, was bleibt dann wohl zuletzt anderes übrig als dies letzte Gewaltmittel? Er hatte sie doch zu seinem rechtmäßigen Weibe machen wollen! Eine große Ehre, von der Tochter des alten verkommenen Menschen zur Bernerbäuerin. Aber sagen hätte er ihr das nicht dürfen. Wie war das denn alles überhaupt möglich gewesen?

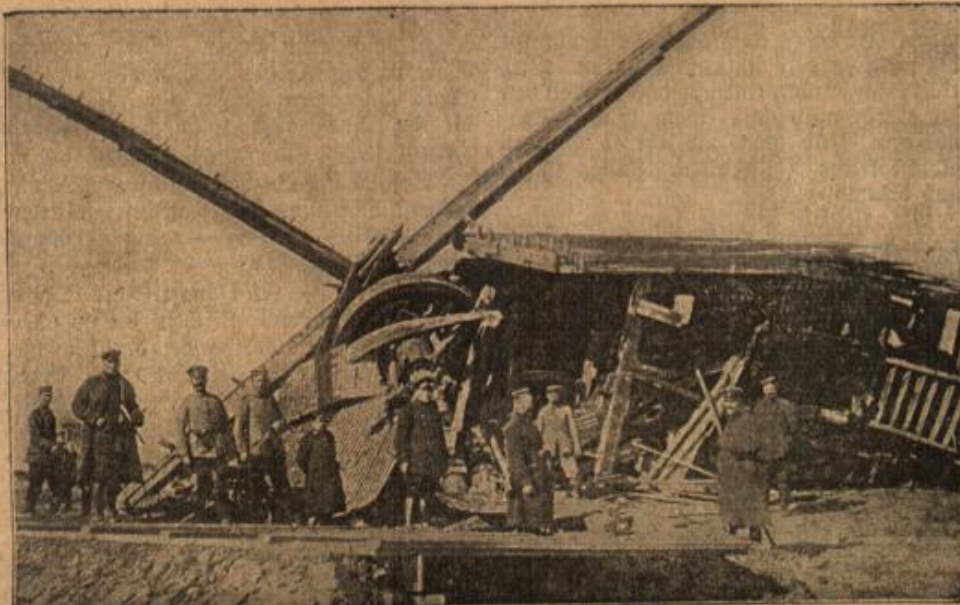
Nun, ganz einfach! Ein wenig herablassend, ein wenig gönnerhaft, so im Dämmern, weil er doch das Gerede der Nachbarn fürchtete, hatte er es ihr zugeflüstert.

„Eve, ich halte schon noch weiter zu dir! Bloß, nicht gleich so ganz offen. Da ist der Onkel, der reiche Sekretär, und meine Tante, die Kanzleirätin, ja weißt du, und dann die Minna und die Elsa, die Vasen aus der Stadt, die würden mich höhnen, daß ich gerade dich“

Weiter war er nicht gekommen.

Mit einem Ruck hatte sie sich aus seinem Arm befreit. Losgerissen stand sie damals da, emporgerückt, die Hände zur Abwehr gestreckt. Blicke schleudernd. Und Worte hatte sie gesprochen. O, daß es überhaupt solche bitteren Worte geben konnte.

„Nichts mehr! Schon lange habe ich gefühlt, daß du dich meiner schämst,“ hatten ihre jäherblästen Lippen hervorgestottert. „Nun will ich nicht weiter diese



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Eine gesprengte Windmühle bei Ypern.

Demütigungen tragen. Geh fort und komme nie wieder zu mir zurück. Hörst du, ich will's nicht. Bei der Ernte da schwöre ich, daß ich fest bleibe. Eher binde ich noch deinen Roggen und Weizen zusammen als Bedige, ehe ich dich zum Mann wollte.“

Für Scherz hatte er es gehalten! Oder doch nicht. Für Zorn und Mädchenstolz, dann hatte er versucht, sie an sich zu ziehen, ihren Mund, wie so oft schon, mit unzähligen Küssen zu bedecken. Die letzten vier Jahre, diese Sommerabende mit leisem goldenen Sternenschein und heimlichem Liebesgeflüster, die ließen sich doch nicht einfach durch ein hitziges Wort totschlagen. Waren die nicht ewiglich?

Und er begann um sie zu werben mit Liebe und Demut.

„Evalein, hör mich doch, es war ja

nicht so gemeint! Gelt, bist ja doch mein Einziges, und mein Vater hätte dich wohl auch noch, war er nicht gerade vor zwei Monaten verstorben, als seine Tochter gesegnet. Hörst du denn nicht auf mich?“

Nein, sie hatte nicht auf ihn gehört. Hoherhobenen Hauptes war sie von ihm gegangen. Kam er und pochte an die Tür des alten Wohnhauses, daß sie noch ein paar Gnadenwochen bewohnen durfte, so war ihm nicht aufgetan worden. Schrieb er ihr, alles, was sein Herz bewegte, Worte der Liebe, des Zorns und doch immer nur Bitten „sei doch wieder mein“, so kamen diese Briefe uneröffnet an ihn zurück.

Und eines Tages war sie fort!

Im Dorfstrug erzählten sie es ihm.

„Na, hast nicht fein aufgepaßt, auf dein Lieb', ist weg! Hat irgendwo in einer kleinen Stadt eine Gärtnerei gepachtet. Wissen es aus zuverlässiger Quelle. Hatte ja immer Schneid, die Eve. Dumm genug, daß du sie dir nicht festgehalten hast.“

Ja, dumm genug? Aber wie dumm, ja mehr, wie unjählich hart für ihn, das lernte er erst später kennen. Später, als eines Tages der Lämmermann, der Kaufmann aus der kleinen Nachbarstadt mit dem Schimmel auf den Hof getrabt kam und ihm den Wechsel präsentierte.

Vom toten Vater.

Er war wie aus den Wolken gefallen. Ja, wie denn? Was denn? War denn der Vater kein reicher sicherer Mann gewesen? Reich, ehemals, schon.

Aber, etwas kann auch zerfließen, wenn die Hände und das Herz zu heiß, zu wild sind.

Er hatte gespielt, gutgesagt, und Dunkles mehr.

Der Wechsel mußte eingelöst werden! 10 000 Mark!

Nun, wenn die Ernte gut wurde, und sie verhieß reichen Segen, und wenn man sich einschränkte, und mitschufte, dann, in ein paar Jahren vielleicht, war man wieder auf der alten Höhe.

Kredit gab es schon!



Das englische Rote Kreuz in Flandern.

Transport eines verwundeten deutschen Kriegers, dessen Helm ihm mitgegeben wurde.

Es hätte ihn leicht gegeben, wenn nicht der Krieg plötzlich wie eine Lawine hereingebrochen wäre. Nun hielt es schwer damit!

Noch grade zur rechten Zeit trieb er das Geld auf, gab hohe Zinsen, tobte eine Nacht hindurch, wollte dann aber wieder guten Mutes werden.

Da kam die Mobilmachung!

Ein wenig viel auf einmal! Und da hatte er den Vater und den Wechsel und die ganze untergrabene Herrlichkeit des pommerschen Bauern vergessen. Nur sie, das Mädel, das irgendwo um sein Stüchchen Brot rang, das war in seinen Gedanken. Hin zu ihr! Den letzten Tag opferte er dafür. Fand sie auch heraus, weil er noch glücklicherweise ihre alte Ruhme gesprochen hatte, die von ihrem Aufenthalt Genaues wußte.

Eve, ich muß weg! Vielleicht in den Tod! Eve, ich bin jetzt ein armer Mann. Mein Hof wird wohl indessen vor die Hunde gehen. Der alte Großnecht hat zwar das Beste versprochen, aber, du weißt ja doch Bescheid. Wo das Auge des Herrn fehlt, ist kein Geschäft klar. Egal! Dich begehre ich heute von neuem. Wollen uns kriegsrauen lassen, Eve, gelt?"

Wah wie der Tod war sie geworden.

Jetzt, nein! Niemals."

Da hatte er lehr gemacht! Kein Wort weiter! Fort! Das Nötigste geordnet. Zur Fahne.

Herr Kaiser, Herr Kaiser, nun hab ich nur Dich, Mein Herze, mein deutsches, nun schlägt's nur für Dich ...

Frei und darum stark, so hatte er gemeint!

Wer aber ganz frei ist, wird zuerst schwach! Freilich hatte es niemand dem



Eine Szene vom westlichen Kriegsschauplatz nach einer englischen Darstellung:
Englische Minenwerfer in Tätigkeit.



Kriegsverwüstungen in Flandern.

Die Kirche von Langemark nach dem Sturm auf den Ort.

Unteroffizier Werner angemerkt, wie sehr er sich sehnte, wie heiß er litt, wie er immer wieder nach der Feldpost bangte. Nur ein paar wußten darum, daß er nach jedem Sturmangriff, aus dem er noch lebend hervorging, ein Brieflein von dem einen oder dem anderen Kameraden zurückverlangte. Eine Zeile, eine letzte an sie, an seine Eve!

Es war gewesen, als sei er gegen jede Kugel doppelt und dreifach gefeit! Rechts und links mähte der Tod und mehr wie einmal deckte er schauernd die Augen mit der blutbefleckten Hand, und es war ihm, als stände er inmitten scharfer, blühender Sichel des Todes, die sich eine Ernte zurechtschnitten aus den besten urdeutschen, gesündesten Halmen.

Als es ihn endlich gehascht hatte!

Wo war es doch gewesen?

Im Maiensonnenschein bei Augustow, als die Russen hinterlistig die Vorpostenlinie, die seine kleine leichte, durchdrachen und die deutschen Soldaten überwältigten.

Ihn hatten sie gewißlich für tot gehalten!

Es war aber nur ein Mißschuß gewesen, der ihn ein paar Monate an's Bett fesselte. Von daheim hörte er in dieser Zeit nichts!

Wer sollte auch berichten?

Dem alten Großnecht wurde das Schreiben schwer, weil er im Winter die

Sicht und im Sommer die viele Arbeit hatte. Und sonst besaß er niemand, keinen Menschen!

Und in dieses freudlose Nichts mußte er nun zurück! War selbstdienstunfähig geschrieben. Vorläufig wenigstens.

Ja, was half das denn? Hier konnte er nicht bleiben! Fort mußte er! Zur Heimat zurück!

Zwei Tage darauf war er weg!

„Ein komischer Kauz“, lachte der junge Unterarzt hinter ihm her.

„Einer, dem wir das kranke Herz nicht zu heilen vermochten“, sagte die ältere Schwester leise.

Indessen stand Hans Werner auf seinem Grund und Boden und schaute mit weitgeöffneten starren Augen umher!

Die Ernte, die er nicht gesät hatte, war sichelreif, zum Teil schon geschnitten, zum Teil sogar aufgebunden. Und kaum schlechter wie sonst standen die Reihen der Garben zusammen. Das wunderte ihn.

Es war auch schon nach dem üblichen Geseß Feiertag, denn die Sonne lag bereits als ein sanft schaukelnder, rosenroter Ball in dem grauen See der Westwollen und konnte jeden Augenblick vollends von einer Welle verschlungen werden. Und doch arbeiteten sie in der Ferne noch!

Leise klang das Rauschen fallender Halme zu ihm her. Die Mäher waren an der Arbeit. Seine Augen schästen sich. Was flatterte da im leisen, sanften Südwind, der Regen verhielt? Das waren doch Weiberröde?

Wähten jetzt die Frauen?

Natürlich, und ein Lächeln kam ihm, daß er solch Entsetzen darüber empfunden hatte. Die Männer waren ja doch alle fort. Und er ging, wie ein Traumwandler näher, und bei jedem Schritt reckten sich seine gebeugten Schultern und eine warme, tiefe Freude kam in seine Seele.

„Rein, mein! Du Sommerland. Du Sommerregen!“

Dann wurde er doch wieder bleich. Dachte an jene Zeiten, wo der Tod gemäht hatte, rechts und links an seiner Seite. Und verglich diesen Sichelklang mit dem von damals. Der gleiche erschien es ihm heute wie einst.

Sterben — sterben.

Und er schlich wie ein Greis weiter. Sehnsucht schrie in ihm nach der Einen, der stolzen, die niemals ein Wort für ihn gehabt hatte, als er täglich sterben konnte. Nun wußte er, daß er ihr im Grunde genommen nie etwas gewesen war.

Wer nicht sprechen konnte zur rechten Zeit, war lieblos.

Wie ein Stein lag sein Herz in ihm. Kalt und starr. Und er wünschte mit fieberndem Verlangen, daß er einer der Kameraden hätte sein dürfen, die rechts und links an seiner Seite von dem Tod zur Ernte geschnitten waren. — Eine Grasmücke zirpte scheu. Aus dem Moorloch quakten die Unken. Von der Schmelde her blaffte ein Roter. Sonst war es aber so still, daß man deutlich hörte, wenn wieder, nach einem Schritt voran, eine Garbe breit Roggen auf das Schwatt fiel. Mechanisch ging er weiter.

Da, eine Stimme, befehlend, hell, klar.

„Noch dreimal rüber. Dann Feiertag. Los.“

Und wieder nach kurzer Pause das Rauschen, Kniden und Hinfinken dicht vor ihm.

„Dann Feiertag.“

Ihn schwindelte.

Was war das für eine Stimme?

Seine junge Kraft versagte. Er war doch noch nicht ganz so stark, wie es der Ehearzt gemeint hatte.

Am Grenzgraben, wo das Gras auch dies Jahr so hoch stand, daß sich ein tüchtiger Rehbod darin verstecken konnte, sank er matt zusammen.

Und lauschte, ob die Stimme nicht noch einmal erklingen wollte.

Aber nur der Sichelklang und Rauschen. Und dann endlich, nichts mehr.

Feiertag!

Da gingen die Frauen heim.

Er kannte sie alle. Es waren die jungen starken Weiber, deren Männer auch Deutschlands Ehre reinwaschen helfen mußten.

Nur eine war noch unterhirschtet!

Sie ging zuletzt vom Felde heim.

Schulterte die Sense, hielt die Augen gesenkt.

Es riß ihn auf, empor, zu ihr! Er zwang sich aber zu eiserner Ruhe.

Nicht jetzt, nicht hier, nicht vor den anderen.

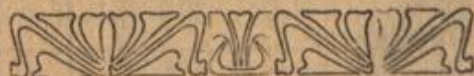
Länggestreckt blieb er im Gras und sah ihr nach, während sich voll Sehnsucht seine Arme hoben.

Und wußte, warum sie ihm kein Wort geschrieben hatte, die Eine, die Einzige, die Eve, seine Eve.

Sie hatte einfach gehandelt.

Für ihn gesorgt und gedacht, damit sein Heim erhalten bliebe.

Und er fühlte mit heißer, zwingender Lebenskraft, daß aus dem Sichelklang dieser Ernte das Leben kommen würde, jung süß und gesegnet mit hundertfältiger Frucht . . .



Der Deutschen kriegerische Namen.

Von Käthe Damm.

Kriegszeiten bleiben nie ohne Einfluß auf die Taufnamen der neugeborenen Kinder. Es dürfte kaum Verwunderung erregen, wenn Eltern ihr Töchterchen etwa heute Hindenburg nennen würden. Wir haben Beispiele von vor hundert Jahren mit Blücherina, Gneisenauette und Yorla, mit Kanonina und Bombardina, mit von vor 44 Jahren Wörtha und Weisenburga, mit Robile und — auch heute wieder öfter auftauchend — Burgfriede. Am all gemeinen wird man in Kriegszeiten manchen Siegfried viele Friedas oder Sieglindes und Viktors und Viktorias finden. Während die beiden letzteren aus der lateinischen Sprache stammen, sind Siegfried, Frida, Sieglinde urdeutsch.

Denn urdeutsch ist die Sitte, den Kindern Namen zu geben, die Schlacht,

Waffen, Kampf bedeuten. Die Frauennamen jener ältesten Zeit so gut wie die Männernamen. Die bequemste Art, Männernamen durch Anhängung der weiblichen Endung zu Frauennamen zu machen, war den alten Germanen noch unbekannt. Daß die deutsche Frau nicht nur Herrin des Hauses, sondern auch Kampfgefährtin ihres Mannes war, klingt aus den alten Namen wider, von denen viele verloren gingen. Und bei denen, die sich bis in unsere Zeit rekrutieren, denkt man leider des Ursprungs nicht mehr. Außerdem ist es oft schwer, den ursprünglichen Namen herauszuschälen aus den alten Wortstämmen.

Aus dem alten Wort *batu*, gotisch *bado*, das Kampf bedeutet, entstanden die Namen *Batusfried*, *Naturich*, weibliche *Batuhild* (heute fester als *Bathildis*), ferner die noch vorhandenen Namen *Bodo* und *Botho*. Aus dem Stamm *Gunt* (Kriegsfahne) entstanden die Namen *Gunttram*, *Guntbert* (bert heißt glänzend — also die glänzende Fahne), *Gundobald*, *Gunthelm*, *Guntolf*, *Gustaf*, *Gunther* usw. Von allen diesen haben sich *Gustav* (Kriegsstab, fälschlich mit *v* geschrieben) und *Günther* erhalten. Der Name *Gunt* findet sich auch in Frauennamen, zum Beispiel *Gudrun*, *Gundhild*, *Adelgunde*, *Kunigunde*, *Gundwig*, *Nadegunde*!

Kampf oder Streit bedeutet der Wortstamm *Hilt*, aus dem sich mehr Namen in die neue Zeit gerettet haben: *Gildebrand*, *Gildwald*, *Gildemun*, *Gildewart*, weibliche *Giltrud*, *Gildeburg*, *Gildegard*, *Brunhild*, *Kriemhild*, *Klotilde*, *Kunihilde*, *Anzhilde* und *Thusnilda* (*Thusnelda*). *Hatu* oder *Hadu* war das Kriegsglück: *Hadubrand*, *Hadubald*, *Hadugar*, *Hadolf*, *Willehad* werden fast gar nicht mehr gefunden, von weiblichen dagegen ist sehr verbreitet *Hedwig* (*Hedwig*) geliebt. *Wig* bedeutet ebenfalls Krieg, Kampf, Schlacht. Daraus entstanden *Wicolf*, *Wichert*, *Wigand*, *Alwig*, *Ludwig*, *Hartwig*, von denen die letzteren vier noch gefunden werden, die weiblichen: *Wiglinde*, *Wigburg* sind vergessen.

Auf Streit soll Sieg folgen. Die Namen, vielfach auf die neueste Zeit gekommen, mit Verbindung *Sieg* oder *Sig* sind bekannt: *Sigmar*, *Sigibald*, *Sigmund*, *Sigwalt*, *Siegfried*, *Sigreich*, *Sigurd*, weiblich: *Siglinde*, *Sigburg*, *Sigtrud*.

Die auf dem Schlachtfeld (der *Walstatt*) Gefallenen wurden durch *Walüren* nach *Walhall* zu den Göttern geführt. *Walburg* (*Walburga*) war also die Bergerin oder Hüterin oder der Hirt der Gefallenen. Männliche Namen sind: *Walram* (er habe der *Walstatt*), *Walafrid*, *Walander*, *Walamund*. Heute erinnert daran einzig der Name *Waldeemar*.

Die mit dem Stammwort *Isen* (*Eisen*, d. h. *Waffen*) zusammengehörenden Namen sind fast alle vergessen: *Isengrim*, *Isanmut*, *Isenrich*, *Isanfried*, weiblich: *Isenburg*, *Isengart* und *Isenhilt*.

Dagegen haben wir noch in den Namen *Brunhild* und *Bruno* die Erinnerung an den glänzenden Harnisch, die *Brünne*, wie die altdeutsche Bezeichnung sie nennt.

Eine andere Waffe war der *Ger*, der

Buchspieß, Gero, Gerhart, Gerold, Gerwin, Gerbert, Gernot, Rotger, Berenger, Edgar, Oskar (Ansgar), Wolsger erinnten daran und Gerhard, Oskar und Edgar sind noch sehr verbreitet. Von Frauennamen hat sich der beliebte Name Gertrud (Speerschützerin) bis jetzt gehalten. Wahrscheinlich aber nur wie Walburga unter dem Schutze der Heiligen Gertrud. Denn in christlicher Zeit waren die alten heidnischen, deutschen Namen verpönt. Deutsche heidnische Männer und Frauen, die das Christentum annahmen, erhielten bei der Taufe andere Namen, besonders die aus der heiligen Geschichte: Maria, Martha, Lydia, auch aus dem alten Testament: Sara, Susanna, Salome, Magdalena usw.

Grima heißt der Helm, daher: Grimbart, Grimbert, Lohengrim usw., aber auch das Wort Helm (von hehlen, bergen, schützen) klingt aus alten Namen: Helmdag, Helmwig, Wilhelm, Anshelm, Dithelm, Wolsheim, weiblich Helmutridis.

Rand hieß früher Schild selbst, daraus entstanden: Rando, Bertrand (glänzender Schild), Randolt.

Wer kämpfte, sollte kühn, stark sein. Daraus entstanden die Namen Runo und Runrad (Konrad), die noch sehr verbreitet sind.

Kühn hatte aber auch die Bedeutung hart. Wir sehen daraus die mit andern Wortstämmen zusammengesetzten Namen entstehen: Hartwig, Hartmann, Bernhard, Hartmut, Gotthart, Sighart, Erhard, Edehart, Gebhart, Reinhart, Burkhard, Eberhard.

Der Name Werner bedeutet den kriegerischen Sinn, der sich wehrt, d. h. in sich selbst seine Wehr hat.

Am häufigsten finden sich Zusammenstellungen mit „Reich“, das nicht in unserm Sinne reich heißt, sondern Herrschaft, Gewalt ausdrückt. Erst allmählich hat sich der Begriff das Reich in die heutige Bedeutung vereinigt. Hierher gehören: Richard, Richbert, Erich, Friedrich, Marich, Theodorich, Gilderich, Sigerich, Ulrich, Alberich. Die weiblichen Namen: Richinda, Richtrud, Richmut sind vergessen.

Das Wort Deut heißt Volk. Dietrich, Diethelm, Dietlef, Dietfrant erinnern daran.

Das Volk bewohnt das Land oder eine Mark, d. h. das Land bis zu einer bestimmten Grenze. Meist der Name Roland hat sich da gehalten, auch die mit Mark, z. B. Markwart, Markulf, Markosera (weiblich), sind verloren gegangen und später mehr zu Familiennamen geworden.

Adal ist Geschlecht und hatte die Bedeutung des auf dem Erbgut angelegenen Geschlechts. Erst im Lauf der Jahrhunderte hat es die jetzige Bedeutung erhalten. Adalbert (aus glänzendem Geschlecht), Adolf, Adelhart, Adalgis, Adalrich erinnern daran, von weiblichen Namen Adelheid, Adelgunde und Adelhilt. Garto hat die Bedeutung des Bewahrenden, Beschützen und hier sind die weiblichen Namen üblich geblieben (nach kurzer Vernachlässigung): Hildegart, Quisgart, Adalgart, Irmengart. Gleiche Bedeutung des Bewahrenden hat das alte Wort Wart (das noch heute als Wärtel besteht): Dankwart, Edward, Bernwart, Sigwart.

Herrschen deutet kluges Walten. Der

Name Walter ist heute noch so beliebt wie damals, dagegen sind die Namen vom Wortstamm Rat (rat pflegen) verloren gegangen.

Das eiserne Kreuz.

Von W. M.

Mit allgemeinem Jubel wurde dieses edle, ernste Zeichen wieder begrüßt, an das sich die stolze Erinnerung an Deutschlands Erhebung knüpfte. — Wie viele unserer teuren Kämpfer haben es sich ertungen, und mit welchem gerechten Stolz wird es getragen, jenes geliebte eiserne Kreuz, das uns jetzt nicht nur an unsere Siege, sondern auch an unsere Einigkeit erinnert, die uns stark machen wird für alle Zeiten.

Der Anblick dieses herrlichen Schmuckes läßt uns zurückblicken auf die Entstehung des eisernen Kreuzes von 1813.

Es war am 10. März des Jahres 1813, als König Wilhelm III. von Preußen den berühmten Architekten und Zeichner seiner Zeit, Karl Schinkel, dessen Genie bereits die Aufmerksamkeit der Königin Luise erregte, als er, noch ein junger Assessor der Baudeputation in Berlin, im Königsplatz einige neue Einrichtungen entwarf und ausführte, zu sich beschreiben ließ.

Schinkel, damals schon Baurat und mit den großartigsten Entwürfen zu den verschiedensten öffentlichen Bauten beschäftigt, die seinen unvergänglichen Ruhm begründen sollten, fand den König allein in seinem Arbeitszimmer vor seinem Schreibtisch, den Bleistift in der Hand, sinnend über einige Papierblätter geneigt. Ein Aquarellbild stand vor ihm, geschmückt mit einem Vorbeerfranz und frischen Veilchen. Der schöne lächelnde Profilkopf mit dem reichen, nach der Antile geordneten Haar, zeigte die reizenden und regelmäßigen Züge der unvergesslichen Königin Luise aus jenen sonnigen Tagen ihres reichen Glückes.

Drei Jahre waren vorübergerauscht, seit die mutige königliche Pulverin die Augen geschlossen, noch im tiefsten Weh über das Geschick ihres geliebten Landes. Aber der stille Schmerz des Königs war noch ebenso mächtig wie damals, als er mit seinen beiden älteren Söhnen, Friedrich und Wilhelm, an dem Sterbelager der geliebten Frau, der zärtlichsten Mutter in Hohenzieritz verzweifelt stand. Ueber allen Siegeshoffnungen hing ein schwarzer Schleier — die stete Erinnerung an sie, die Deutschlands Erhebung nicht mehr sah. Mit kühnem Flügel schlug er wieder unaufhaltsam der Sonne zu, Preußens Adler, aber die Augen des Königs folgten ihm nur, um sich wieder und wieder tränengefüllt zu senken auf jenes Grab, das sein Teuerstes umschloß.

Friedrich Wilhelm III. hatte den Baurat Schinkel zu sich entboten, um mit dem phantasievollen Künstler über die Zeichnung eines Ehrenschmuckes zur Belohnung der Tapferkeit im Felde zu beraten. „Etwas Bedeutungsvolles, aber

einfach Edles soll die Brust meiner Treuen zieren,“ wiederholte der König; „Gold haben wir freilich nicht, die eiserne Zeit fordert ohnehin eiserne Männer, und so soll auch ihr Orden von Eisen sein. Habe viel darüber nachgedacht, meine aber nicht zum Zeichnen zu taugen. Hand und Herz finden nur ein Zeichen, das auch hier in mannigfaltiger Gestalt auf dem Papier steht. Brauche keine Worte zu machen, werden wissen, was mich bewegt und erfüllt, zumal heute am 10. März.“

Wer hätte seine Bedeutung wohl verstanden, die Bedeutung des 10. März, des einstigen hellen Freudentages, das Geburtsfest der Königin Luise?!

„Erlauben Euer Majestät mir, diese Skizzen da mitzunehmen?“ fragte Schinkel nach einer Pause.

Der König nickte und schob ihm die Blätter zu.

„Möchte aber in drei Tagen Entscheidung haben,“ sagte er noch zum Abschied in seiner eigentümlichen kurzen Weise.

Drei Tage später meldete man dem Könige den Baurat Schinkel wieder. Der Meister näherte sich seinem hohen Schützer in tiefer Verehrung.

„Majestät,“ sagte er, dem Könige die Blätter überreichend, „und wenn ich bis an mein Lebensende Tag und Nacht gesonnen, ich hätte nimmer einen schöneren und bedeutungsvolleren Schmuck zu finden vermocht, für die Brust eines tapferen Soldaten, als jenes ruhrende Zeichen, das Euer Majestät Hand und Herz am 10. März mir angegeben: ich bringe also hier nur die Ausführungen des Gedankens meines Königs!“

Und da lag es in scharfen Umrissen, in seiner eigentümlich edlen Form, in feinsten Zeichnung von Schinkel's Hand, in den preussischen Farben vor den aufleuchtenden Augen Friedrich Wilhelm's III., das ernste, schöne eiserne Kreuz von 1813, gestiftet zum Gedächtnis einer Pulverin, die ihr Kreuz so mutig und hoffnungsfreudig getragen, und in der frohen und zugleich demüthigen Zueversicht auf den Sieg der gerechten Sache.

Und sie siegten denn auch unter diesem heiligen Zeichen aus der Hand und dem Herzen eines Vielgeprüften, die tapferen und kühnen Streiter von 1813.

Und sie siegten 1870 und 1914 und werden siegen 1915.

Dein Antlitz.

Du sagst, daß dir im Leben oft
Der Sonnenschein entzogen,
Und daß, wo du ein Glück erhoffst,
Dir oft ward Leid geboren.

Ich schaue dir ins Angesicht,
Ins faltentelche, liebe,
Und finde drin die Spuren nicht
Von all der Lebenstraße.

Durch die dein Fuß geschritten ist
Wohl oft bis zum Ermüden,
Ich sehe nur, wie still mich grüßt
Aus ihm ein tiefer Frieden.

3da Zell.

Ernst und Scherz

Die Wohnungsnot unter den Vögeln.
 Daß es auch unter den Vögeln und ganz besonders bei den fröhlichen Sängern in Wald und Fäur eine Wohnungsnot geben könnte, diese Möglichkeit faßt wohl der moderne Mensch nur selten ins Auge. Und doch ist diese Not größer als man sich träumen läßt und die Folgen davon werden nicht ausbleiben können. So sucht der Zaunkönig bald umsonst nach einem Schlehdornbusch draußen vor dem Hause, wo die Beilchen sprießen und die wilde Rose rankt, — um sich ein sicheres Nest im Dornengewirr zu bauen. Das Volk der Meisen und Finken weiß kaum noch, wo es wohnen soll, denn alles Buschwerk auf Ager und Feld wird von Menschenhand wegrasiert. Die lebendigen Hecken und Bäume der Gärten werden von den starren eisernen Stacheln verdrängt, in den Parks, ja selbst im Wald verschwindet das Untergehölz und bald wird Frau Nachtigall kaum noch einen Busch finden, in dem sie wohnen kann. Wer hilft, wer steht den besiedelten Sangesbrüder bei in dieser Wohnungsnot, die täglich schlimmer wird.

Die Temperatur im Innern der Bäume.
 Die Frage, ob die Bäume im Innern ihres Stammes ebenso der Kälte ausgesetzt sind wie die äußere Rinde und Bastischicht, ist oft ausgeworfen worden. Das Holz ist ein schlechter Wärmeleiter. Es ist deshalb von vornherein anzunehmen, daß im Winter die niedrigste Temperatur der Luft das Innere der Baumstämme nicht erreicht oder nur bei anhaltender Kälte langsam bis zum Zentrum vordringt. Nach sorgfältigen Beobachtungen ergab sich, daß die

Temperaturveränderungen der Luft gewöhnlich einen Tag brauchen, ehe sie sich in der Mitte des Stammes bemerkbar machen. Bisweilen ist die Temperatur im Innern 10° C. wärmer als in der Luft. Damit der Baum in seiner ganzen Masse gefriere, ist eine Kälteperiode von mindestens einem Monat nötig. Dieselbe Zeit ist zum Auftauen erforderlich. Uebrigens

Begrüßungsbild



Wo ist der von Hänschen erwartete Papa?

Auflösung folgt in nächster Nummer

sind nicht nur Bäume, sondern auch Kräuter in ihrem Innern wärmer als die Umgebung. Nur handelt es sich hier nicht um schlechte Wärmeleitung, sondern um Wärme, die erst durch besondere Lebensprozesse der Pflanzen erzeugt wird. Wenn mit dem Keimen das Leben der Pflanze beginnt, wenn sie zu atmen anfängt, dann wird auch aus der umgebenden Luft Sauerstoff her-

beigezogen. Verbindung mit Sauerstoff ist Verbrennen, Verbrennen ist von Wärme begleitet. Im Sommer haben zahlreiche Pflanzen früh Morgens eine um mehrere Grade höhere Eigentemperatur als die umgebende Luft.

Wünsche wohl gespeist zu haben. Feldgraue, die in russisch-Polen in Quartier lagen, hatten Krebsfett erhalten, um ihre Stiefel gründlich für die Rasse der russischen Wege zu präparieren, doch das Schuhfett ward ihnen gestohlen. Sie suchten und fanden die Familie ihres Quartierwirtes beim Schmause. Sie aß Brodstücke, die mit dem „lederen“ Fett bestrichen waren.

Rätsel-Ecke

Dreißigste Scharade.

Es dringt durch dichtbelaubte Wälder
 Die Eins mit siegender Gewalt,
 Und trüber wird es oft und kälter,
 Wo ihre Stimme laut erschallt.

Sich mit der Zwei und Drei zu schmücken,
 Hat manche Schöne wohl begehrt,
 Der es durchaus nicht wollte glücken,
 Daß sie der Frauen Zahl vermehrt.

Hell strahlend in des Erzes Glanze
 Vor Schirm und Schutz vor der Gefahr
 In heißem Kampf bereinigt das Ganze
 Dem Ritter wie dem Knappen dar.

Vierzigste Scharade.

Beliebt von beiden Ertien
 Sind immer nur die Schwersten,
 Die wenig zierlich wandern
 Auf meinen beiden Andern.
 Hinschweben leicht auf ihnen
 Siehst Du mit frohen Mienen
 Die holde Maid im Tanze,
 Und zierlich und manierlich
 Zeigt gedruckt das Ganze
 Sehr oft auf dem Papier sich.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösung der vierzigsten Scharade aus Nr. 27:
Bettelstudent.

Auflösungen aus voriger Nummer:
 des Wortspielsrätsels: Adelaide; des Tausch-
 rätsels: Gut — Ullm — Sattel — Torf —
 Aachen — Bettler — Feder — Anhalt —
 Linde — Keller — Eier. — „Gustav Falke.“

S	i	n	d	e	n	b	u	r	g
I	m	m	e	r	g	r	ü	n	
N	a	p	o	l	e	o	n		
D	r	e	s	s	d	e	n		
E	i	s	t	e	r				
N	a	h	u	m					
B	r	o	t						
U	r	i							
R	a								
G									

Auflösung des
 Zahlen-Staffelrätsels
 aus voriger
 Nummer.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur A. Spring, Berlin.
 Druck: Spring & Fahrtenhoff & Co. m. B. Berlin SO. 16.



Der Baumkuchen. (Aus einem Hunnenbrief.)

— — — Ich schnitt mir mehrere „Nasen“ ab und verzehrte sie mit großer Freude und prachtvollem Appetit. — — —